Nationalklub von 1919

# Das moderne Japan und seine politischen Lebensfragen

Vortrag von

Professor Dr. v. Leers, Berlin,

am 30. November 1938 in Hamburg.

Anders wird der Wirtschaftler, anders derjenige, der eine Reisebeschreibung geben soll, und der Historiker wiederum anders die Entwicklung und den Aufstieg eines Staatswesens wie Japan darzustellen versuchen. Nachdem wir das Kulturabkommen mit Japan vom 25. November 1938 geschlossen haben als Ergänzung zum Antikominternabkommen von 1935 und zum Pakt Rom-Tokio, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, einmal jene Kräfte klarzulegen, die dem japanischen Staat von heute den außerordentlichen Aufstieg innerhalb von 70 Jahren gegeben haben.

Es ist bekannt und durch unsere Schulbücher in unser allgemeines Wissen eingegangen, daß diese verschlossenen Inseln in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die dauernde Berührung mit europäischen kleinen Flotteneinheiten, erst mit französischen und dann mit amerikanischen Schiffen für den Weltverkehr aufgeschlossen wurden, und daß seitdem Japan begann, sich zu „europäisieren". Diese Darstellung begann vielfach mit der befriedigten Feststellung, daß Japan mit Fleiß, Eifer und Andacht die hohen Güter der europäischen Kultur in sich aufgenommen habe. In Wirklichkeit ist es mindestens ebenso interessant, zu untersuchen, welche es nicht aufgenommen hat, denn die Japaner sind ja nicht wahllos bei der Prüfung der Kulturgüter, die ihnen in reicher Menge dargeboten wurden, vorgegangen.

Damals als die Schiffe des amerikanischen Admirals Perry an die japanische Küste stießen, waren Amerika sowohl wie Europa in der Periode einer weitgehenden Durchsetzung der Wirtschaftsfreiheit des einzelnen begriffen. Es war die Zeit des Hochliberalismus. 1857 war in Berlin der „Kongreß der deutschen Volkswirte"

eröffnet, der Zentralorganisation der deutschen Freihändler. Man darf das nicht vergessen: nicht nur Industrie und Handel, sondern auch die Landwirtschaft waren um diese Zeit freihändlerisch. Das Problem des Schutzzolles kommt erst 20 Jahre später. Es war die Periode, wo zwischen England und Frankreich der Cobden-Vertrag als Musterbeispiel eines freihändlerischen Handelsvertrags geschlossen wurde, jene Periode, wo der Liberalismus in Deutschland die Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes von 1869 schuf und damit die zünftlerischen Bindungen zerschnitt, die Periode, in der nach dem Abklingen der Reaktionszeit, die auf 1848 gefolgt war, nun die Verfassungskämpfe wieder anliefen, sich steigerten und noch einmal das Problem der Selbständigkeit des einzelnen gegenüber dem Staate durchgekämpft wurde.

In dieser Zeit wurde Japan von außen geöffnet und mußte sich öffnen — und nun ist es höchst eigenartig gewesen, wie die japanische politische Führung des Kaisers Mutsuhito, der ganz jung auf den Thron kam, auf diese europäische Berührung reagierte.

Das damalige japanische Staatswesen ist als Feudalstaat nicht ganz richtig gekennzeichnet. Es war nicht mehr reiner Adelsstaat. Der neben dem Kaiser stehende und als Hausmeister die politischen Geschäfte verwaltende Shogun war gewiß einmal hochgekommen als Reichs-Feldherr. Das lag aber lange zurück. Die Zwei-Schwerter-Männer, die im Gefolge der Daimyo der „großen Namen“, der Lehensherzöge Japans einherzogen, waren keine echte kriegerische Auslese mehr, sondern abhängiger Adel, der aber im Verhältnis zur Masse der Bevölkerung den deutschen Adel zahlenmäßig weit übertraf und sich viel eher mit den Massen des polnischen Kleinadels vergleichen ließ. Auch diese Schicht hatte viele Generationen hindurch kaum irgendeinen Krieg geführt. Zwar zogen die großen Banner jedes Jahr zur Residenz des Shogun, wo die einzelnen Lehensherzöge ihre Ehrfurcht zu erweisen hatten, zwar trug der Zwei-Schwerter-Mann seine zwei Schwerter, aber der militärisch-kriege-

rische Charakter war durch beinahe zwei Jahrhunderte der Ruhe eingerostet.

Damit war wirtschaftlich etwas anderes herausgekommen. Die Masse dieses größeren, kleineren und ganz kleinen Lehensadels bezog keine Geldeinkünfte, sondern eine Reisrente, die aus einer abhängigen Bauernschaft herausgewirtschaftet wurde. Die meisten bezogen sogar nur eine winzig kleine Rente. Die Masse dieser japanischen Samurai war stark verschuldet.

Dahinter bestand ein wohlhabendes Bürgertum, das aber der alten Standesordnung Japans nach als letzte Schicht hinter dem Bauern rangierte, denn derjenige, der mit Geld handelte, stand ganz unten auf der Stufenleiter Alt-Japans. In Wirklichkeit war dieser dritte Stand finanziell und machtmäßig dem ersten und dem zweiten Stande des großen und des kleinen Lehensadels bereits hier und da über die Köpfe gewachsen oder auf dem besten Wege dazu. Es war so ein Krypto-Feudalismus mit plutokratischen Hintergründen im Entstehen.

Reichtum war im ganzen Lande nicht vorhanden. Das kaiserliche Haus war im Vergleich zu anderen Herrscherhäusern, auch kleinerer Staaten, arm. Die Familien der Daimyo bezogen ihre Einkünfte in größeren Reisrenten; es hatte nur die eine oder andere eine etwas größere angesammelte Vermögensmenge zur Verfügung. Der Zwei-Schwerter-Mann (Samurai) war bitter arm. Auf der Grundlage dieser Armut war eine mit einfachsten Mitteln arbeitende außerordentlich verfeinerte Lebenskultur erwachsen, aber von irgendeiner wirtschaftlichen Stoßkraft war keine Rede.

Eine Entfesselung der Kräfte des einzelnen Menschen auf dem Gebiete der Wirtschaft hätte hier also einfach die Entfesselung des allgemeinen wirtschaftlichen Zusammenbruches bedeutet. Hier hat die japanische Staatsführung aus der Not heraus einen Weg eingeschlagen, der für die Zukunft das vorausnahm, was andere Völker mit größerem Reichtum viel später begannen.

Kaiser Mutsuhito berief 1869 eine Kommission zur Ordnung und Umstellung Japans. Zur Behauptung

gegen die europäischen Mächte, die jetzt von allen Seiten herankamen, kam es darauf an, vor allem erst einmal eine militärische und danach eine marinetechnische Macht zu schaffen, denn das Inselreich war nicht ohne Soldaten und nicht ohne Flotte zu verteidigen. Und für beides war überhaupt kein Geld vorhanden. Es waren nicht einmal die nötigsten Aufrüstungsgegenstände vorhanden, denn die alten Flinten portugiesischen und spanischen Ursprungs, und was man nachgemacht hatte, war als moderne Waffe ebensowenig zu verwenden, wie es möglich war, das japanische Ritterheer einer modernen Armee gegenüberzustellen.

Hier mußte eine Industrie aufgebaut werden. Wer konnte das? Der einzelne nicht, nur der Staat, das Reich insgesamt. Kapital war nicht vorhanden, mehr Geld als zur Erhaltung der bisherigen bescheidenen Lebensverhältnisse war nicht aufzutreiben. Es waren nur die paar Daimyo da, die etwas Vermögen hatten. Die mußten an die Front, so der Daimyo von Satsuma, der Gründer der ersten Baumwollfabrik, und der Lehnsbaron Maebashi, der Gründer der ersten Seidenspinnerei. Das Haus der Mitsui fing mit einer ganz kleinen, bescheidenen Eisengießerei an, aus der heute dieser gewaltige Konzern gewachsen ist.

Ebenso konnte man auch dem einzelnen nicht die Erforschung dieses unheimlichen fremden Europa überlassen, denn er hatte nicht Geld genug, um Studienreisen ins Ausland zu machen. Auch hier wurde von vornherein die Erforschung des Auslandes von Staats wegen organisiert. Und das hat sich eigentlich bis fast in die moderne Zeit hinein gehalten. Ein großer Teil der jungen Japaner im Ausland sind Studierende, die mit Staatsgeldern nach Europa oder Amerika kommen. Man wählte dazu nur aus, wer wirklich geeignet erschien. Man vermied dadurch zweierlei: nämlich Berichterstatter, die sich geistig mit der Umwelt nicht auseinandersetzen konnten, und Vertreter persönlicher Interessen, die nur aus eigenem Geschäftsinteresse hinausgingen. Der Staat be-

zahlte deshalb lieber die Studienkosten, und die Studien im Auslande wurden planmäßig durchgeführt.

So begann Japan — aus der Not heraus — auf eine ganz andere Weise zu arbeiten als die gesamte europäische Wirtschaft jener Zeit. Man brauchte Geld für die Flotte und für die Armee. Es gibt wohl etwas Kupfer bei Ashio und es gibt auch ein wenig Silber, aber Gold, das die europäischen Entdecker des 16. Jahrhunderts einst in Japan erwartet hatten, gibt es nicht. Diese paar Bergwerke wurden von Staats wegen in Angriff genommen. Mit ihren Erträgnissen wurde die Grundlage geschaffen, um überhaupt Geld von außen zu verdienen; es wurden die Anfänge einer Textilindustrie gelegt, einer Seidenspinnerei, die auf dem alten Hausgewerbe einsetzen konnte. Für beide brachte Japan etwas mit: die ausgezeichnete Erziehung seines Handwerkerstandes. Die Leistung der japanischen Industrie steht nicht viel anders als die Leistung unserer Industrie auf der unzerstörten Überlieferung der alten Handwerkstechnik. Tradition, Kunstfertigkeit, Geschmack, alte Handwerkerfamilien hatte Japan, nur kein Geld! Es hatte menschliche Begabung, große Fähigkeiten, Tradition, Technik — aber es fehlten die Eisenbahnen, und diese mußten als erstes aufgebaut werden. Das war eine schwere Aufgabe in einem Lande mit den kleinen Ebenen und den großen Bergzügen, die bis ans Meer vorstoßen. Auch die Werften zum Bau der Kriegsschiffe mußten staatlich aufgebaut werden.

Der Staat nahm so die Wirtschaft in die Hand, führte sie auf den ersten Schritten, weil sie das nicht allein konnte. Es war also gerade umgekehrt wie im gleichzeitigen Europa. Der japanische Staat zog sich erst da, wo er genügend Fachleute herangebildet hatte, zurück, behielt aber die Hand über der Wirtschaft und mußte sie vielfach über ihr behalten, weil man seine finanzielle Beteiligung gar nicht so schnell ablösen konnte.

Seit 1884 wurde dieses Stadium überwunden, und viele Staatsbetriebe wurden veräußert, gingen in Privathand über. Außer bei Eisenbahn, Post und ähnlichen reinen Staatsfabriken arbeiten aber heute noch 136 000

Arbeiter in Japan in staatlichen Betrieben. Aus diesen ersten Anfängen ist also noch ein ganz erhebliches Stück von Staatsbeteiligung geblieben.

1888 wurden die staatlichen Bergwerke abgestoßen, aber der Privatwirtschaft, die Schritt auf Schritt herangelassen wurde, ist unter gar keinen Umständen die freie Gewinnausschöpfung in guten Jahren, um dann den Staat in den schlechten Jahren auf den Betrieben sitzen zu lassen, verstattet, sondern es wurde ein Aktienrecht geschaffen, das ungefähr das Gegenteil des Aktienrechts der europäischen Länder ist: in guten Jahren darf nicht der ganze Gewinn mitgenommen werden und in schlechten Jahren ist es nicht möglich, den Betrieb zuzumachen, sondern bis zum letzten Sen müssen die Reserven hineingesteckt werden — denn die Wirtschaft dient dem Reich. Diese Parole steht immer wieder über allen Maßnahmen.

Die wenigen Familien, die an der Seite des Staates anfänglich nach vorn hatten vorstoßen können, behielten den Vorsprung. Sie kamen in der Industrie an die erste Stelle. Die Namen, die heute an der Spitze stehen, tauchten schon in den 80er, ja schon in den 70er Jahren führend auf, und haben in der Industrie eine Form gebildet, die sich wesentlich von der europäischen unterscheidet, eine außerordentlich starke Konzentration, die auf die starke Staatsbeteiligung und auf die starke Beteiligung nur weniger größerer Familien zurückgeht.

Nach der letzten japanischen Wirtschaftszählung von 1932 sind von 56 985 japanischen Handels-, Bank- und Industrieunternehmungen mit insgesamt 20 Millionen Yen eingezahltem Kapital 68 Prozent in den Händen von 1,5 Prozent der Unternehmer. Es ist eine ganz außerordentliche Zusammenballung der Wirtschaftskraft in wenigen Händen. D. h. aber nicht in den Händen von Menschen, die gewissermaßen als einzelne, Traditionslose, als Abenteurer, in die Wirtschaft hinein vorstoßen konnten, sondern in den Händen von Familien mit alter Vergangenheit und langjähriger Bindung an den Staat. Wirtschaft und Staat haben sich in Japan nicht im Kampfe gegeneinander durchgekämpft, sondern miteinander.

Die großen Industriefamilien Mitsui, Mitsubishi, Iwasaki, Dan haben eine ganz starke, alte Traditionsverwurzelung, die aus dem Boden einer staatsgebundenen Wirtschaft sich nie ganz gelöst hat. Es ist ein Gefühl der Verbundenheit mit dem Gesamtschicksal des Reiches als Mitträger, das sie von vornherein davor bewahrt hat, über den Rahmen ihres Einflusses hinaus etwa rein selbstsüchtig im rein privatkapitalistischen Sinne nur dem eigenen Interesse zu dienen. Das hat sie aber nicht gehindert, überall, wo der Staat die Gelegenheit dazu gab, sich entschlossen auszuweiten.

Dort, wo in dem namenlos rohstoffarmen Lande keine Rohstoffhemmungen entgegengestanden haben, wo Japans Geist frei sich rühren konnte, sind die Leistungen innerhalb dieser Jahrzehnte überraschend.

Die ersten Zeitungen gab es schon vor der Aufschließung Japans durch Europa. Aber das waren Zeitungen, die mit den unseren nicht viel gemeinsam hatten. Dann kommen die ersten Zeitungen nach europäischem Muster, und heute ist die Auflagenzahl in Japan mit die größte der Welt. Manche Zeitungen haben einen höchst modernen eigenen Flugzeugpark. Osaka-Mainichi hat eine tägliche Auflage von 1 200 000, Osaka-Asahi von 1,3 Millionen, die Tokio-Asahi von 900 000, Tokio Nichi-Nichi von 750 000 Exemplaren. Der Rohstoff ist da, denn Japan ist recht waldreich, hat auch waldreiche Gebiete erworben. Es besteht so auf diesem Gebiete eine Produktion, die fast als hemmungslos erscheinen könnte, mit einem Reichtum der Ausgaben und Lieferungen, die zeigt, daß sofort dort, wo keine starken äußeren Schwierigkeiten im Wege standen, die Japaner es verstanden haben, sehr weit auszugreifen.

Ein Beispiel aus der Geschichte der japanischen Presse. Der Magazin-König Seji Noma besitzt bei einem Betriebe von 49 000 Arbeitern und Angestellten neun große Magazine, die insgesamt eine Leserschaft von 11 Millionen Menschen haben. Das ist das japanische Pressewesen, aufgebaut innerhalb 70 Jahren aus unbedeutenden, kleinen Zetteln, die mehr der Verbreitung von Privatklatsch als der pressemäßigen Unterrichtung gedient haben!

Der Rundfunk, von der Privatindustrie wie vom Staate gemeinsam aufgebaut, ist heute weit verbreitet, so daß man sagen kann, es gibt kein japanisches Dorf und keine Siedlung, die nicht mit dem Rundfunk aufs engste verbunden wären, mit einem Programm vielfach ersten Ranges. Auch das wurde überraschend großzügig aufgebaut.

Viel schwieriger und mühsamer mußte die Gewinnung der Wirtschaftsgrundlagen für die Industrie sein, und auch her ist der Ansatz in den 70er und 80er Jahren von der Erkenntnis aus gemacht worden: Japan hat keine wirklich in der Welt seltenen Rohstoffe, schwerindustrielle Rohstoffe überhaupt zu wenig. Daher die bewußte Einstellung und Umstellung auf die Veredelungsindustrie mit allen Gefahren, die damit verbunden waren, mit der Gefahr, daß die Rohstoffe von außen eingeführt, in Japan verarbeitet und wieder ausgeführt werden mußten, und daß deshalb die japanische Arbeit, die hier geleistet wurde, von Anfang an billig sein mußte. Das war zugleich aber die einzige Möglichkeit, die notwendigen schwerindustriellen Rohstoffe zu kaufen, die Armee und Flotte brauchten.

Da ist einmal im Anschluß an die alte handwerkliche Überlieferung die japanische Textilindustrie aufgerichtet, die schon sehr früh einsetzt, dann die Haushaltswaren-, Nahrungsmittel-, Elektrizitäts- und Luxusindustrie. Die Ausfuhr ist im Dienste des Gesamtstaates geregelt durch die Schaffung der Exportgilden. Die 50 großen Exportgilden, in denen die japanischen Exporteure zusammengefaßt sind, verkörpern die Übertragung des Prinzips der alten Zunft auf den Wirtschaftskampf nach außen. Es geht keine japanische Ware hinaus, die nicht vorher geprüft worden ist, und es wird auch kein Rohmaterial aus dem Auslande bezogen, das nicht eine solche Prüfung durchläuft. Produktionsgang und Methoden werden von der Exportgilde genau überwacht. Die Exportgilden besitzen für alle Teile der japanischen Exportwirtschaft eigene wissenschaftliche Institute, in denen die Grundlagen erarbeitet werden und in denen wissenschaftlich geforscht wird. Die Gilde bekämpft, genau wie die alte Zunft, jeden

Versuch gegenseitigen Unterbietens. Sie werden niemals auf den Märkten der Welt erleben, daß bei großen Ausschreibungen zwei oder drei japanische Firmen sich gegenseitig unterbieten. Die Strafen, die sie daheim bezahlen müßten, würden jeden solchen Gewinn wegnehmen. Die Preisschleuderei wird ebenso entschlossen bekämpft.

Das Rohmaterial wird — auch das ist nicht anders als in manchen mittelalterlichen Zünften — oft gemeinsam eingekauft. Die Kontrolle der Ausfuhrware wird scharf durchgeführt mit dem Ziel, die einstige Produktion von sehr wenig und schlechter Ware, wofür auf einzelnen Gebieten Japan berüchtigt war, durch wertvolle und geeignete Ware zu ersetzen.

Die Zusammenfassung dieser ganzen Gilden ist in einer Art Gemeinschaftsorganisation erfolgt. Dir Firmen, die in der Gilde sind, bekommen vom Staate die Einfuhrzölle für bezogene Rohstoffe zurückgezahlt, wenn sie die verarbeiteten Stoffe ins Ausland ausgeführt haben. Firmen, die nicht in der Gilde sind, sind dennoch gehalten, sich den Anordnungen der Gilde zu fügen. Gildemitglieder bekommen sehr gut ausgearbeitete und brauchbare Informationen zur Markt- und Produktionslage, wobei natürlich eines sicher ist: daß die Großen in einer solchen Gilde, wie etwa Mitsui usw., mit ihren sehr großen Kreditmöglichkeiten die Anregungen viel besser auszubeuten in der Lage sind als die kleineren und kleinen, aber auch diese bekommen sie und können im Rahmen des Möglichen sich gleichfalls die Verbesserungen und Informationen zunutze machen.

So ist die japanische Außenwirtschaft, ohne daß sie überhaupt — auch anfänglich nicht — Gefahr lief, sich gegenseitig Konkurrenz zu machen, rationell auf die Gewinnung von hohen Einkommen für den japanischen Innenmarkt eingestellt, scharf geleitet und als eine Waffe des nationalen Behauptungskampfes organisiert. Sie dient auch hier der Politik. Dabei ist in diesem Durchsetzungskampfe im Vordergrunde stets an die Ausrüstung, an die Sicherung der Armee und der Flotte gedacht worden.

Diese beiden, als die Schwerter Japans, mußten vor allem gekräftigt und gestärkt werden.

Man hat dabei zwei Gefahren nicht gescheut, die die heute großen inneren Schwierigkeiten des Landes bedeuten: Man hat mit dem raschen Aufbau dieser Verteidigungsindustrie in Kauf genommen, daß die Löhne sehr niedrig geworden sind, sehr niedrig waren und auf lange Zeit sehr niedrig bleiben werden. Man hat der japanischen Arbeiterschaft damit sehr starke Opfer zugemutet.

Ich darf in diesem Zusammenhang vielleicht ein paar Zahlen geben. Im März 1935 betrugen die Löhne für gelernte Metalldreher auf deutsche Reichsmark umgerechnet in Deutschland 6,24 RM. täglich, in Japan 3,38 RM., für Tischler in Deutschland 6,34 RM., in Japan 1,31 RM., für Krefelder Seidenweber 4,49 RM., in Japan 0,89 RM., für deutsche Baumwollarbeiter in München-Gladbach 4,17 RM., in Japan 0,52 RM. Daher auch die außerordentliche Billigkeit der japanischen Produkte.

Man hat hier von japanischer Seite betont, daß dafür die Lebenshaltung in Japan unzweifelhaft billiger ist. Es ist unbestritten, daß die japanische Lebenshaltung gegenüber der deutschen billiger ist: sehr billige Kinos und Vergnügungsmöglichkeiten, sehr billige Zeitungen. Alle die Dinge, die keine Rohstoffe kosten, sind in der Tat recht billig. Die Ernährung allerdings ist nicht so billig, wie sie wohl auf den ersten Blick scheint, sondern vielfach ist das Brot für die Masse mehr schlecht als billig; aber man kommt einigermaßen aus.

Die oft beliebte Gegenüberstellung von „Reis-“ und „Fleischstandard“ ist nicht unbedingt richtig, denn Reis ist für einen Menschen mit angestrengter schwerer Arbeit nicht mehr voll ausreichend, und die Reisnahrung bedeutet für Japan ein außerordentlich starkes Zehren von der vorhandenen körperlichen Substanz.

Außerdem gibt es in Japan bestimmte Dinge, die wir haben, nicht. Eine Krankenversicherung gibt es nicht, die Altersversorgung ist im Verhältnis zu der unsrigen durchaus unzureichend. Viel mehr als bei uns muß in Japan

auf die noch vorhandene lebendige Einheit der Familie zurückgegriffen werden. Die Familie ist es, die den arbeitslos gewordenen Arbeiter wieder aufnimmt und draußen auf dem Lande noch durchhält, so gut oder so schlecht es geht, bis er wieder Arbeit bekommen hat. Die Familie ist es, die den ungenügend bezahlten Jugendlichen mit durchfüttert, bis er einigermaßen so viel verdient, daß er sich selbst erhalten kann.

Andererseits hat Japan mit großem Geschick aus der Not eine Tugend gemacht. So ist die Besetzung der Textilindustrie mit Frauen und Mädchen eine außerordentlich hohe, und hier hat man durch die Schaffung von großen Schlafsälen, wo die Frauen zusammen schlafen, durch die Speisung der Fabrikarbeiterinnen aus gemeinsamen Fabrikküchen eine Anhänglichkeit und Bindung an den Betrieb und gleichzeitig eine Verbilligung der Lebenshaltung erreicht — weil es sonst überhaupt nicht mehr ginge! Auch hier aber ist man nahe an der alleräußersten Grenze dessen, was menschenmöglich ist.

Daneben hat man schon vor dem Kriege mit Geschick versucht, die Menschen auf andere Weise zu begeistern und mitzureißen durch Auszeichnungen in der Fabrik, Überreichung von Abzeichen halb militärischer Art für Arbeiter, die sich auszeichnen. Alle diese Dinge geben dem japanischen Industriearbeiter das Bewußtsein, daß die Arbeit, die er leistet, „kokka no tame", „zur Ehre des Vaterlandes" geschieht.

Dennoch hat es kommunistische Treibereien gegeben, die vor allem in den Jahren 1929/30 bis 1932 bedenklich gestiegen waren, dann aber wieder abflauten. Bewußt kämpft heute doch die Masse der Arbeiter Japans mit allerhöchster Kraftanspannung dafür, jenes Geld zu verdienen, das Flotte und Armee brauchen, um die nationale Unabhängigkeit zu erhalten und darüber hinaus die Rohstoffgebiete zu erwerben, ohne die man nicht leben kann.

Die zweite Schwierigkeit, die mindestens ebenso stark ist, ist die Not des Bauern.

Aus den wenigen Vermögen einiger Daimyo und kleinerer Adelsfamilien, die da waren, aus dem, was das

Kaiserhaus hatte und einsetzte und aus den paar großen Bürgervermögen ließ sich die Aufrüstung und der Aufstieg zum Weltmarkt nicht durchführen. Wenn man das durchführen wollte, mußte die vorhandene Steuerkraft aufs äußerste angespannt werden. Diese Steuerkraft ist bäuerlich; sie war im alten Japan bäuerlich und ist es auch jetzt. 48,5 Prozent aller japanischen Familien sind bäuerlich.

Diese Menschen leben von einem Ackerbau, der mit dem unsrigen aber nicht verglichen werden kann. Die 30 Millionen Menschen, die als Bauern in Japan leben, auf einem Boden, von dem nur 17 Prozent anbaufähig sind — alles andere ist Gebirgsland, das zum großen Teil anbauunfähig ist —, bringen 60 Prozent ihrer Ernte in Reis hervor, und zwar in einem sehr guten Reis, der für Japan selbst zum Teil zu teuer ist und ausgeführt wird, wofür dann der billigere China- oder Koreareis herangeholt wird.

Dieser japanische Bauer ist zum großen Teil „Mizu-nomu-hyakusho", „Wassertrinkbauer", der nicht einmal in der Lage ist, sich Reiswein zu leisten und der in jedem Falle von Mißernte — und in den letzten Jahren sind ein paar Mißernten gewesen — an der Grenze seiner Existenz steht, und zwar so sehr, daß es einzelne Nordwestprovinzen gibt, wo man immer wieder in schlechten Erntejahren sieht, wie Bäume von den Bauern abgeschält werden, um die Rinde als Nahrung zu verwenden. Dieses außerordentlich arme Bauerntum ist außerdem aus folgendem Grunde wirtschaftlich belastet:

In der Feudalzeit, als der japanische Bauer mit seiner Reisernte den ganzen Adel erhielt, war der Rest, der für den einzelnen Bauern blieb, nicht übermäßig groß. Dieser Feudaladel hat dann, um die politische Umgestaltung zu ermöglichen, einen hochherzigen restlosen Verzicht auf alle seine Rechte ausgesprochen, wahrhaft in großzügiger Weise. Der Bauer wurde so eine Zeitlang selbständig. Aber weil man nicht daran denken konnte, ihn auf seinem Boden so stark zu machen, so daß er selbstgenügsam wurde, und weil man ihn zur Produktion antreiben mußte, denn nur aus

seinem kleinen Überschuß kamen die Überschüsse für die Steuern, hat man ihn ohne Schutz gegen den Steuerdruck lassen müssen. Die Folge davon war, daß in den letzten 25 Jahren von der Jahrhundertwende an die Stelle des japanischen Adels mit seinem Anspruch auf Reisrente der Wucherer mit seiner Geldforderung dem Bauern gegenübergetreten ist, die eine sehr schwere Belastung ist. Der Bauer ist vielfach von großen Landgesellschaften abhängig, hat durchweg auf einer Grundlage, die zu schmal war, seit Jahrzehnten gearbeitet. 3½ Millionen Bauern haben weniger als 50 Ar Land, 1½ Millionen weniger als einen Hektar und nur 4000 Familien haben mehr als 50 Hektar. Dieser Bauer ist also sehr arm, und seine Armut ist noch dadurch verstärkt worden, daß die anderen Produkte, die er ausführte, beinahe Luxusprodukte sind, z. B. die ausgezeichnete japanische Seide. Solange die Amerikaner reich und wohlhabend waren, hat die japanische Seide dort eine gesicherte Absatzmöglichkeit gehabt. Um 1925 kostete der Ballen japanische Seide noch 345 RM. — 1932 aber ist er auf 80 RM. heruntergestürzt. So fiel für den japanischen Bauern diese mit rührendem Fleiß und Eifer betriebene Einnahme zum großen Teil weg. Wucher, ausgelaugte Böden, wenig Nebeneinnahmen, gefallene Seidepreise, Schwankungen der Reispreise, Steuerdruck — das ist die Wurzel der außerordentlichen landwirtschaftlichen Not.

Der japanische Bauer braucht einfach mehr Land; er braucht mehr Land, weil er auf dem schmal gewordenen Boden des Heimatlandes mit den sehr hohen steuerlichen und geldlichen Ansprüchen nicht zurechtkommt. Hier bildete sich jene nationalrevolutionäre Strömung, die schon vor dem Weltkriege sich spürbar machte. Stark ins Vordertreffen kam diese Strömung, als die Offizierskorps aus den kleinen Adelsfamilien und die armen Bauernburschen im Heer mit starken Ressentiment sich gegen den großen Besitz der Industriemagnaten zu wenden begannen. Es war dies eine Krise, die zugleich mehrfache Bedeutung hatte: gegen den übertriebenen und neuen kapitalistischen Reichtum und gegen die Übernahme demokratischer euro-

päischer Formen nach dem Weltkrieg. Es war die Forderung zur bewußten Rückkehr zum eigentlichen Wesen des alten Japan und der Wille, die großen, über den Rahmen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung immer weiter hinauswachsenden politischen Einflußmöglichkeiten der großen Wirtschaft auszuschalten, Einflußmöglichkeiten, wie sie sich gerade im Parlament besonders stark zeigten.

Doch auf der anderen Seite ist der japanische Großindustrielle nicht weniger Patriot als der Offizier oder der junge nationale Intellektuelle, nur daß er mit anderen Mitteln die Durchsetzung einer Staatsidee will.

Hieraus ergab sich jene Kette von innerpolitischen Zusammenstößen.

1919 kam auch eine gewisse kommunistische Welle nach Japan herüber. Sie war nicht stark, aber spürbar. Die Erbitterung über gewisse finanzielle Maßnahmen der großen Industrie und der Bankwelt nahm so zu, daß in offenem Gegensatz Großkapital und Wirtschaft auf der einen Seite und Armee und nationale Jugend auf der anderen Seite sich gegenübertraten. So kam es — und das ist nichts Neues in der japanischen Geschichte — zur Ermordung führender Leute der Politik und der Wirtschaft. Im März 1932 war die Ermordung des Ministerpräsidenten Inukai. Dann kam die schwere Krise des Jahres 1935, als der alte Staatsmann Baron Saionji Ordnung schaffen wollte, und Finanzminister Takahashi, ein ganz hervorragender Finanzmann, versuchte, den immer hemmungsloser werdenden Kampf zwischen Wirtschaftsführern und Armee durch einen Ausgleich beizulegen. Beide hatten keinen Erfolg. Der Putsch des 24. Februar 1936 mit der Ermordung des Ministerpräsidenten Okada und der Minister Takahashi und Saito, des Siegelbewahrers, und des Generalinspekteurs der militärischen Erziehung, General Watanabe, durch junge Offiziere, führte zu einer schweren Staatskrise. Die kaiserliche Weisheit, kann man in der japanischen Ausdrucksweise sagen, hat in diesen Tagen die Krise beendet, als die Rebellen schon das Polizeipräsidium in Tokio besetzt hatten und ein offener Kampf bevorstand. Ein Befehl des Kaisers forderte, daß die Aufständischen

ihre Waffen abgaben; ihre Führer verübten Seppuku. Der innere Gegensatz hat aber weiter bestanden.

Es ist aber irrig, wenn das vielfach in Europa so angesehen wird, als wenn der Gegensatz, der 1935/36 zum Ausbruch kam, heute noch bestünde. Sicher ist, daß ein aktiver General in Mandschukuo und China die politische Lage unter anderen Aspekten ansieht als ein leitender großer Exportmann in Tokio, aber der Gegensatz als solcher ist im wesentlichen beigelegt.

In dem großen japanischen Unternehmen gegen Tschiankaischek schleifen sich die beiden gegeneinander stehenden politischen Programme ab. In dem Programm der nationalen Erneuerung von 1919 war formuliert worden: „Der Staat ist berechtigt, Krieg zu führen, um das Land zu verteidigen oder um es im Innern national zu befestigen." Und wenn es heißt: Ost-Sibirien muß den Russen, der chinesische Markt der USA. abgenommen werden, so ist dieses Programm für den einen wie für den anderen gültig. Hierin unterscheidet sich der führende japanische Wirtschaftsmann von dem japanischen Offizier in keiner Weise. Sie sind beide Patrioten und entschlossen, die machtpolitische Stellung ihres Landes auszuweiten.

Es ist natürlich nicht möglich, in dem Augenblick, wo die japanische Armee zu rund zwei Dritteln engagiert sein dürfte, genaue Zahlen zu geben, was es im letzten Ernstfalle einsetzen kann. Die Japaner rechnen damit, notfalls 11 900 000 Stammjapaner mobil machen zu können. Die aktive Truppe ist zu anderen aktiven Heeren relativ ziemlich klein. Die Flugwaffe ist sehr jung entwickelt; 1921 wurden die ersten eigenen Fabriken zum Bau von Flugzeugen errichtet — diese besitzen heute schon eine große Leistungsfähigkeit, und wie der chinesische Krieg erwiesen hat, sind die japanischen Flieger den Chinesen fast durchweg überlegen, einzelne Verluste, die sie erlitten haben, ohne weiteres abgerechnet. Die Rüstung dieses Landes ist in steigendem Maße verstärkt worden, und zwar bis zu einem Grade, der zeigt, daß die Auseinandersetzung mit China

der Augenblick war, auf den Japan alle Kräfte bis ins Letzte vorbereitet hatte.

1913 waren 33 Prozent des Gesamtbudgets für Rüstungszwecke ausgegeben worden, 1934 44 Prozent, 1937 49 Prozent. In Zahlen wurden ausgegeben

| | Yen für Armee | für Flotte |
|---|---|---|
| 1934 | 457 000 | 480 000 |
| 1935 | 490 000 | 530 000 |
| 1937 | insgesamt 1 370 000 Yen | |

Man hatte sich nicht gescheut, eine hohe Staatsschuld aufzunehmen; alle Kräfte wurden so stark angespannt, daß die Verschuldung sprunghaft in die Höhe gegangen ist.

1919, als Japan im Weltkrieg viel Geld verdient hatte, war die Staatsschuld gering und betrug 2 471 529 000 Yen, 1932 betrug sie 9,613 Milliarden Yen, 1937 war sie auf 14 Milliarden Yen gestiegen. Berücksichtigt werden muß aber, daß die Yen-Abwertung diese Zahlen wesentlich beeinflußt. Immerhin, man ist bis zur äußersten Grenze der finanziellen Anstrengungen gegangen, aus dem einfachen Grunde, weil man auch hier die Auseinandersetzung auf einer ganz anderen Basis von vornherein aufgebaut hatte als Europa.

Europa hat 1860—1870 in den führenden Ländern den Gedanken der Volksvermehrung abgeschworen gehabt. Von 1870 ab beginnen die deutschen Geburtenziffern zu sinken; die englischen und die französischen sinken schon früher. In den führenden Ländern Europas wurden also die Geburten rückgängig — in Japan umgekehrt!

In der Periode vor der Aufschließung war Japan ein Land, das die Geburten außerordentlich, teilweise bewußt beschränkt hatte. Es bestanden sogar Gesetze, daß eine Familie nicht mehr als zwei oder drei Kinder aufziehen durfte. Jahrhunderte hindurch wurde in Japan starke Abtreibung getrieben, es gab dafür durchaus zulässige Formen und Tränke, die öffentlich verkauft wurden. Wir können das an den Zahlen sehr genau sehen. Die Volkszählungen waren gut, auch in der voreuropäischen Zeit.

1721 hatte Japan 26 065 000 Menschen,
1846 hatte Japan 26 937 000 Menschen.

Also in mehr als einem Jahrhundert hatte es seine Bevölkerungszahl gerade um 900 000 Köpfe erhöht. Das war eine bewußte Zurückhaltung. In dem Augenblicke aber, wo das japanische Staatswesen die Auseinandersetzung mit der Umwelt aufnahm, hat es radikal alles, was an Abtreibung und Geburtenbeschränkung erinnerte, beseitigt und dafür eine zielbewußte Förderung der Geburtlichkeit betrieben.

Die Bevölkerungszahlen im japanischen Stammlande, also auf den Inseln, stellen sich nun wie folgt:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1875 | 33,9 Mill. | 1908 | 49,5 Mill. |
| 1882 | 36,7 „ | 1920 | 55,9 „ |
| 1889 | 37,5 „ | 1930 | 64,4 „ |
| 1900 | 45,0 „ | 1934 | 68,1 „ |

Das ist eine außerordentlich starke Zunahme, die bewußt gefördert worden ist. Die Bevölkerungszunahme unterschied sich schon um 1900 auch von den Bevölkerungszunahmen in jenen europäischen Ländern, die zahlenmäßig noch eine Bevölkerungszunahme hatten, denn in Europa handelte es sich nur um ein Hinausschieben der Sterblichkeit; die Menschen wurden älter und infolgedessen erschien der Geburtenüberschuß über die Todesfälle erheblicher, weil weniger Todesfälle eintraten. In Japan aber war es ein echter Geburtenüberschuß; es war nicht gelungen und konnte bei den Lebensverhältnissen von Bauern und Arbeitern auch nicht gelingen, die Sterblichkeit weit hinauszuschieben, sondern hier war ein echter Geburtenüberschuß eingetreten.

Ich gebe hier die Zahlen, die Professor Uyeda herausgegeben hat:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| zwischen | 1870/80 | war | Japans | Geburtenüberschuß | 5 |
| „ | 1880/90 | „ | „ | „ | 7,6 |
| „ | 1890/00 | „ | „ | „ | 10 |
| „ | 1900/10 | „ | „ | „ | 12 |
| „ | 1910/20 | „ | „ | „ | 13 |
| „ | 1920/30 | „ | „ | „ | 15 |

Erst 1930 ist ein ganz leises Absinken des japanischen Geburtenüberschusses auf 13,9 festzustellen. Es scheint, daß

Japan jetzt das Höchstmaß seiner Geburtlichkeit erreicht hat. Eins ist aber sicher: diese Menschen, die geboren sind, wachsen hinein oder sind im voll arbeitskräftigen und militärisch verwertbaren Alter, sind damit Sturmtruppen für die japanische Ausdehnung. Das Ergebnis dieser Geburtenzunahme ist: die Menschen haben sich als verbilligte Arbeitskraft in den Fabriken und als militärische Macht ausgewirkt.

Auch hier ist etwas Merkwürdiges: Man übernahm von Anfang an nicht die europäische Geburtlichkeitspolitik, sondern schuf eine eigene mit schroff nationalpolitischen Grundgedanken.

Fürst Ito hat sehr eingehend als junger Mensch auch bei deutschen Staatsrechtslehrern die Formen der Staatsverfassungen Europas studiert. Es ist bekannt, daß die Verfassung des Kaiserreiches Japan sehr stark an die alte preußische Verfassung erinnert — Abgeordnetenhaus, Herrenhaus; vieles ist außerordentlich ähnlich und wirkt wie abgeschrieben. Interessant und fast kaum beachtet war, was die Japaner überhaupt nicht nachgemacht haben: die Möglichkeit und Berechtigung des Parlaments, in irgendeiner Weise auf das Heeresbudget einzuwirken. Der Kaiser allein ist der Oberbefehlshaber des Heeres, erklärt Krieg und schließt Frieden; keine Regierung braucht er dazu, kein Parlament. Alle diese Dinge liegen in seiner Hand allein, auch die endgültige Bestimmung der Heeresausgaben. Nicht übernommen wurde auch mit großem Geschick das berüchtigte preußische Dreiklassenwahlrecht mit seinen sozialen Reibungen, es wurde von vornherein eine Form eingesetzt, die Japan besser entspricht. Hier ist der japanische Staat außerordentlich scharfsinnig gewesen.

Was wirklich an innerer Schwäche des Volkskörpers anfänglich vorhanden war: Mangel an Rohstoffen, die Notwendigkeit, eine große fremde Bildung in sich aufzunehmen, die außerordentlich gefährliche politische Position als einziger nicht europäischer Staat mit Großmachtansprüchen, das ließ sich nur durch eine grenzenlose Bereit-

schaft zum persönlichen Opfer überwinden, und zwar innerhalb aller Schichten. Die Opfer der Arbeiterschaft, der Bauernschaft, der gebildeten Schicht, sie sind keine geringen gewesen. Man hat dabei sicher allgemein die geistige Leistung der Japaner in Europa zu gering eingeschätzt, hat oft vergessen, daß diese Menschen eine ganze fremde Kultur aufnehmen mußten, und zwar zu einem eigenen, sehr reichen Kulturbestande hinzu.

Der gebildete Japaner, der seine Schrift zu lesen und zu schreiben versteht, mit den Tausenden von vieldeutigen und wunderbar künstlerischen, aber ebenso schwierigen Zeichen, mit der ganzen Tradition der chinesischen Kultur, die darin steckt, hat schon eine große Kulturwelt in sich aufgenommen, und wenn er dazu noch die Kulturwelt eines europäischen Volkes oder gar zweier aufnimmt, dann ist seine geistige Leistung im Durchschnitt eine erheblich höhere als die eines Deutschen, der nebenher Italienisch lernt oder die Kultur eines anderen sprachlich und kulturell ziemlich nahestehenden Volkes aufnimmt. Die Gesamtleistung dieser japanischen Bildungsschicht ist eine außerordentlich schwere — und es sind unendlich viele dabei auf der Strecke geblieben. Die Japaner, die wir hier sehen, sind die, die das Rennen gemacht haben, aber die vielen Studenten, die zusammengebrochen sind an dieser Aufgabe, die das einfach bei zähestem Fleiße körperlich und geistig nicht haben schaffen können, sind irgendwo versunken, am Elend, an der Tuberkulose, an der Verzweiflung an der eigenen Leistungskraft erlegen; die sieht man hier nicht.

Seine Fremdheit gegenüber der Außenwelt mußte der Japaner überwinden, und er versuchte, es möglichst ohne Anstoßen zu tun. Wer viel mit Japanern verkehrt hat, kann sagen: Manches, was dem Europäer an ihnen fremdartig erscheint, ist nichts anderes als eine alte Höflichkeit in Formen, die nicht europäisch sind, aber aus dem Herzen kommen, zum andern die Scheu, anzuecken. Sehr viel wird gesagt: die Japaner sprechen sich nicht recht aus. Einfach deshalb, weil sie Scheu vor grammatikalischen Schnitzern

haben und sich fürchten, sich irgendeine Blöße zu geben, weil sie sich alle einzeln als Repräsentant ihres Volkes fühlen, auch persönlich abhängig sind von den Kräften, die ihnen den Aufenthalt im Auslande ermöglicht haben. Es ist nicht „Falschheit“, sondern Scheu, Selbstbewußtsein und Furcht, Fehler zu begehen, die sie so zurückhaltend machen.

So ist mit außerordentlichen Anstrengungen auf allen Gebieten vielfach bis zur letzten mobilisierten Kraft Japans Aufstieg erfolgt. Sehen wir uns jetzt seine beiden Stoßrichtungen an, so kann man sagen: es gibt zwei Linien, einmal die Linie nach dem Süden über das Meer, zum andern nach dem Festlande. Beide haben etwas Verlockendes: zuerst im Süden der Reichtum einer Inselwelt, die Japan kongenial ist, die ihm als Siedlungsland sympathisch ist, die alte Seetradition eines Volkes, das sich gern mit dem Ausdruck „Männer des Seereiches“ zu bezeichnen pflegt.

Hier ist geschickt vorgestoßen worden. 1869 werden die kleinen Riukiu-Inseln besetzt, die sich zwischen Japan und Formosa ausstrecken, fast ohne Widerstand, dann werden die Bonin- und Vulkan-Inseln 1870 an Japan gezogen, dann wird zugegriffen auf Formosa, wo die Japaner unzweifelhaft eine kolonisatorische Musterleistung vollbracht haben.

Vorgelagert vor der ganzen Position liegen die Philippinen, ein Gebiet, von wo Japan jederzeit militärisch und flottenmäßig gefährdet werden könnte, ein Inselgebiet von 296 000 Quadratkilometer, ein Land mit all dem Reichtum, den Japan brauchen könnte und nicht hat.

Als nach dem spanischen Kriege die Amerikaner sich in den Besitz dieses Inselreiches setzten, nannte eine japanische Zeitung diesen wenig motivierten amerikanischen Zugriff „eine Tat rasenden Hasses gegen Japan“. Das war den Yankees sicher nicht bewußt, aber von japanischer Seite wurde diese Festsetzung USA. auf den Philippinen aufgefaßt als das Verbauen eines Ausdehnungsfeldes für Japan. Denn dort ist das, was Japans Wirtschaft drin-

gend benötigt: Reis, Zucker, Manila-Hanf, Gold, Erdöl, Blei, Kupfer, Eisen. Es gibt da eine große Menge von Möglichkeiten, denn nur 12 Millionen Menschen sitzen auf den Inseln, nur ein Zehntel der Inseln ist bebaut. Bei Davao, wo eine kleine Kolonie von 20 000 Japanern sitzt, ist das Land wie ein fruchtbarer Garten, wie in Japan selbst. Sonst ist es größtenteils bäuerlich schwach besiedelt.

Als die USA. am 28. März 1934 jenes Abkommen mit den Philippinen schlossen, das diesen innerhalb zehn Jahren unbegrenzte Freiheit geben sollte, beruhte dieses auf der Erwägung, daß der Philippinenzucker den Kubazucker nicht unterbieten sollte. Aber es wurde in Japan mit einem gewissen zufriedenen Empfinden aufgenommen, als erstes Zeichen eines Verständnisses für die japanische Lage. Nun sind in letzter Zeit jene neuen amerikanischen Erklärungen gekommen, die in der Frage der Philippinen von einer weiteren Aufrechterhaltung der amerikanischen Machtstellung sprechen. Eines ist aber inzwischen eingetreten, was keine diplomatischen Erklärungen aus der Welt zu bringen vermögen: die innere Umstellung der Philippinen-Wirtschaft selbst vom Zuckerrohr mit schlechter Bezahlung auf die Baumwolle — und wer Baumwolle baut, der liefert sie für Kobe und Osaka!

Die Umstellung der inneren Wirtschaft auf den Philippinen von Zuckerrohr auf Textil — vor allem auf Baumwolle, bedeutet das Heranrücken dieses Inselgebietes an die japanische Wirtschaft, die im höchsten Grad baumwollbedürftig ist und ein dauernder guter Käufer sein würde.

Parallel damit geht noch ein anderes. Die innerwirtschaftliche Gestaltung der Philippinen hat zu einer Menge verarmten Landproletariats geführt. Zumal in den letzten zehn Jahren waren recht unangenehme Landarbeiterunruhen halb bolschewistischen Charakters zu verzeichnen, und es ist klar, daß Japan, vor allem für das mit sozialen Spannungen belastete südliche Japan und Formosa mit seiner chinesischen Bevölkerung, unter keinen Umständen eine halbbolschewistische Entwicklung

auf den Philippinen auf die Dauer dulden und mit ansehen wird. Dadurch wird die japanische Aufmerksamkeit aufs neue auf dieses vor Japan gelagerte Gebiet notwendigerweise gelenkt werden.

Japans Einflußrichtung nach dem südlichen Meer ist nicht zu Ende mit den Philippinen. Sie geht wirtschaftlich und politisch weiter, einmal dorthin, wo der einzige unabhängige Staat Hinterindiens politische Anlehnung sucht. Siams Stellung war bis nach dem Weltkrieg zwischen England und Frankreich, auch durch eine englisch-französische Berührung, die Siam im Norden von China absperrte, alles andere als günstig. Der Staat lebte zum großen Teil von der Eifersucht der Nachbarn. Aber die nationale Erneuerung hat auch dieses Land ergriffen, und bald ergab sich nach dem Sturz des englisch orientierten Königs Prajadhipok im November 1934 eine Anlehnung an die japanische Seite. Die Verbindungen zu Japan, vorher wenig spürbar, wurden verstärkt und deutlich, als die englischen Instrukteure der siamesischen Fliegerschule durch Japaner und Deutsche ersetzt wurden. Siam rüstet militärisch auf. 1936 hatte es ein Viertel seiner Landeseinnahmen für die Wehrmacht ausgegeben. Im März 1937 hat es die ihm einst aufgezwungenen oder von ihm unter anderen Verhältnissen geschlossenen „ungleichen“ Verträge gekündigt. Siams Bewegung an die japanische Seite ist lebhaft, während man bei Japan eher den Eindruck hat, daß es nicht vorzeitig diese Karte ins Spiel bringen möchte.

Im niederländisch-indischen Gebiete hat die holländische Industrie den Markt stark verloren; es ist im wesentlichen die japanische Industrie, die die Versorgung der Eingeborenen dort durchführt; als in den letzten Jahren holländische Gegenwirkungen einsetzten, brach beinahe ein Handelskrieg aus. Als die Holländer diese Beherrschung ihres ostindischen Marktes durch Japan abbremsen wollten, zeigte es sich, daß die Versorgung mit japanischen Waren für die breite Masse auf Sumatra und Java bereits unentbehrlich geworden ist, d. h. daß das Interesse dieser

armen Käuferschicht, das Interesse der japanischen Industrie und der zugleich wachwerdende malaiische Nationalismus parallel gehen.

Eine breit vorgezogene Linie japanischer Wirtschafts- und politischer Ausdehnung geht so nach dem Süden herunter. Dahinter steht die Flotte, die für das Seereich von allergrößter Bedeutung ist und die Japan mit aller Macht zu entwickeln bemüht ist. Auf der Washingtoner Konferenz 1921 hat sich Japan auf jenen Schlüssel 3:5:5 — Japan 3, die angelsächsischen Mächte je 5 — festlegen lassen. Diese Beschränkung der japanischen Flotte war damals noch verbunden mit dem Abbruch von zwei bereits fast fertigen Großkampfschiffen. Das hat in Japan verzweifelte Demonstrationen ausgelöst. Elf Marineoffiziere verübten Selbstmord aus Scham über Japans Niederlage.

1936 war das Washingtoner Abkommen abgelaufen. Verhandlungen, es zu erneuern, haben kein Ergebnis gezeitigt. Als die beiden angelsächsischen Mächte aufs neue die japanische Flotte binden wollten, hat Japan ungeachtet seiner großen Armut dennoch den Kampf um die Rüstungsfreiheit auf dem marinetechnischen Gebiete tapfer aufgenommen und hat dabei selbstverständlich die Waffen bevorzugt, die seiner ganzen Stellung nach entsprechend geeignet sind: die kleinen hochmodernen Kreuzer mit 7100 Tonnen mit 40 Knoten Geschwindigkeit, während die entsprechenden amerikanischen Kreuzer nur 35 Knoten laufen. Es ist dies die schlagartig einzusetzende Waffe im Falle des Handelskrieges, die geeignet ist, selbst den größeren Gegner lahmzulegen.

Die japanische Flottenmacht als solche steht in der Position im Stillen Ozean und rings um die japanische Küste marinetechnisch schwer angreifbar. Angriffe über den Stillen Ozean mögen sich wohl kleinere vorgeschobene amerikanische Schiffe zutrauen können, aber die amerikanischen Positionen auf den Philippinen, Guam, Wake-Island und Hawai können rasch angegriffen und lahmgelegt werden. Die Bindung der britischen „home fleet" läßt für England stets nur

ein Ostasiengeschwader verfügbar sein, das man vielleicht durch das Mittelmeergeschwader ergänzen kann. Das wäre immer zu wenig. Die Linie Japans ist deutlich sichtbar: wenn man auch in der Welt schwächer ist, so wird man doch in den ostasiatischen Gewässern stärker als alle anderen sein.

Die zweite Stoßlinie Japans geht von vornherein in die Richtung gegen das Festland hin, und hier hat sich nun in der japanischen Politik die merkwürdige Entwicklung abgespielt, daß die Stoßrichtung, die dem Volke am meisten liegt, die südliche Richtung über das Meer, in Wirklichkeit geringere Ergebnisse gezeitigt hat als die westliche Linie, die immer großen Erfolg brachte, obwohl man für sie werben mußte.

Es ist kennzeichnend, wenn man die politischen Bücher Japans überschaut; was da gedruckt wird und einschlägt, sind in den letzten zehn Jahren die Bücher gewesen, die Taten der Flotte geschildert haben. Zur Flotte geht man in Japan besonders gern; das liegt dem Japaner im Blute. Eine Art Zukunftsroman vom großen Krieg im Pazifik war in diesem Jahr der größte Buchschlager.

Für die andere Ausdehnung nach dem Festland muß viel mehr geworben werden und wird auch geworben. Sie ist mit großer Energie vorangetrieben worden. Sie ergab sich einmal aus dem Kampfe mit China von 1895, einem Kampfe, bei dem die deutsche Politik unglücklicherweise auf der verkehrten Seite sich einschaltete, so daß wir eine politische Möglichkeit verscherzten. Dieser Sieg über China gab Japan eine gewisse Einflußmöglichkeit in Korea, brachte ihm aber nicht den Besitz von Port Arthur und zwang deshalb Japan, gegen Rußland den Waffengang 1904 zu wiederholen. Dieser erst brachte die Beseitigung von Port Arthur und die Herrschaft über Korea. 1910 dankte der letzte Kaiser von Korea ab, das Land wurde zur japanischen Kolonie, und hier hat nun eine Bevölkerungsentwicklung eingesetzt, die wir in ihrer Wirkung auf das japanische Reich positiv und negativ kurz würdigen müssen, denn hinter manchen anderen Dingen steht die Koreanische Frage.

Um 1900 hatte Korea 13 Millionen Einwohner. 1905 waren die Russen ausgeschaltet, 1910 wurde es annektiert, 1912 hatte es 14,8 Millionen, 1920 17,2 und 1930 21 Millionen Einwohner. Es ist dies eine Bevölkerungszunahme, die der Japans entspricht. Diese Bevölkerungszunahme der Koreaner auf einem auch nicht sehr reichen Boden — ein paar Reisebenen, die aber nicht übermäßig groß sind, viel holzärmeres Gebirgsland — hat der japanischen Einwanderung mehr als alles andere den Weg verbaut. Der Anteil der Japaner an der Bevölkerung ist zwar gestiegen von 1,5 Prozent im Jahre 1912 auf 2,3 Prozent 1930, der bäuerliche Anteil ist aber gering. Es sitzen 60 000 Japaner in ganz Korea als Bauern, dagegen 150 000 in der Verwaltung, davon sind der größte Teil „Junza", die bekannten japanischen Gendarmen mit den weißen Wickelgamaschen, die für Ordnung sorgen; 140 000 Japaner sitzen im Handel, 160 000 in der Industrie und 43 000 in sonstigen Berufen. 75 Prozent aller Japaner in Korea sitzen in 17 Städten und nur 25 Prozent leben auf dem Lande.

Hier ist also eine bäuerliche Siedlung nicht geglückt, sondern man ist zu einer verwaltungsmäßigen Herrenschicht im Lande geworden, über einer Bevölkerung, die nicht einmal innerlich ganz gewonnen ist, sondern immer noch politische Opposition zeigt.

Die Japaner sind in Korea zur Oberschicht geworden, haben manches geschickt umgestaltet, z. B. die koreanische Reiswirtschaft, sie haben sehr gut aufgeforstet, Bergbau und Gewerbe gehoben. Aber dieses Land, dessen Geburtenüberschuß demjenigen Japans entspricht, wird und kann nicht werden, was es einmal werden sollte: ein Auslaß für den japanischen Landhunger. Es ist sogar umgekehrt, es erscheinen koreanische Arbeiter in den japanischen Großstädten. Koreaner, deren Anspruchslosigkeit noch unter der des japanischen Bauern steht, erscheinen auch in der Mandschurei.

In die Mandschurei waren zwei Vorstöße erfolgt. Auch hier muß man ganz nüchtern feststellen: dieses Gebiet ist nicht alt-chinesisch, sondern es wurde von der Mandschu-

Dynastie, als diese 1644 China eroberte, China als Brautgeschenk mitgebracht. Für die eigentliche chinesische Ansiedlung wurde es erst Anfang dieses Jahrhunderts geöffnet. Seine Geschichte ist nicht alt-chinesisch, sondern mandschurisch. Erst seit Beginn dieses Jahrhunderts begann vom Süden her die Einwanderung chinesischer Bauern. Hier setzte seit 1906 Japan mit der Südmandschurischen Eisenbahn-Gesellschaft ein und erschloß die Rohstoffreichtümer des Landes.

Solange der alte Tschangtsolin dort tätig war, bestand eine ernste Sorge für Japan nicht, denn er gehörte zu den von Japan eingesetzten chinesischen Machthabern. Als er aber schwierig zu werden begann, zog Japan seine schützende Hand von ihm zurück, und es kam dann sein merkwürdiger Tod durch ein Bombenattentat im Januar 1928, das sich die verschiedenen politischen Parteien zuschoben. Einst hatte Japan Tschangtsolin gegen seine Gegner geschützt. Sein Stern erlosch, als er, der einst für die japanischen Interessen gegen Wu-pei-fu, den von USA. finanzierten chinesischen General focht, allzu selbständig wurde und mit Japans Gegner paktierte, mit dem amerikanischen Kapital. Hier wurde die erste Auseinandersetzung um China zwischen amerikanischem und japanischem Machteinfluß ausgefochten. Als Tschangtsolin tot war und sein Sohn Tschanghsueliang gar den chinesischen Nationalismus in das Land ließ und sich schließlich als dessen Bannerträger aufwarf, war die Gefährdung der japanischen Machtstellung im Lande eine so starke geworden, daß die Frage vor der japanischen Öffentlichkeit auftauchte, ob man bei der Beseitigung der ungleichen Verträge, wie die Chinesen sie forderten, eines Tages auch die mit großen Kosten aufgebaute Südmandschurische Eisenbahn-Gesellschaft mit allen japanischen Rechten kassieren würde.

Hier darf man ohne Übertreibung das, was General Tanaka geschrieben haben soll oder hat, als wahr unterstellen, daß ein Verlust dieses großen Vermögens, das von japanischen Wirtschaftspionieren, Ingenieuren, Offizieren und Kaufleuten aufgebracht worden war, für die schmale

Wirtschaftsbasis Japans nicht mehr tragbar gewesen sein würde. Ein Verlust der Südmandschurischen Eisenbahn-Gesellschaft mit ihrem Anteil an den Kohlenfeldern und Eisenerzgruben wäre für Japan der Bankrott gewesen.

So nahm Japan den Kampf auf und schlug los, denn es konnte sich die Bedrohung seiner Stellung in der Mandschurei nicht mehr gefallen lassen. Japan stand 1931 in der Tat auch, wenn man mit aller Gerechtigkeit die Dinge betrachten will, vor der nüchternen Frage, entweder alles fahren zu lassen, was es aufgebaut hatte, und eines Tages in den Staatsbankerott zu geraten, oder zu kämpfen.

So wurde die Mandschurei in Besitz genommen, ein Land, in dem die chinesische Bauerneinwanderung und die japanische Wirtschaftserschließung noch lange nebeneinander hätten hergehen können, wenn die Chinesen nicht alles in Anspruch genommen hätten. So schuf nun Japan hier das Kaiserreich „Mandschutiko".

Dieser selbständige Staat ist von Japan erstmals nach einer neuen Methode aufgebaut worden. Hier ist Japans Grundsatz „numei mujitsu" — „auf den Namen verzichten und die Sache doch nehmen" geschickt durchgeführt. In diesem Gebiete, das eigentlich nur eine Tradition hatte, die der toten mandschurischen Kaiser, wurde ein Kaiser des Mandschuhauses eingesetzt, die Verwaltung politisch beeinflußt und geschützt und hinter jeden der mandschurischen Großen mit feinster Aufmerksamkeit ein japanischer Regierungsrat oder Offizier gesetzt ... So erfolgte ein großartig rascher Aufbau der Forstwirtschaft, Schafzucht, Bergwirtschaft, Goldminen, der Industrie und des Handels.

Der Aufbau von modernen Städten wurde ernstlich in Angriff genommen und von der Armee und unter Aufsicht der Armee mit großem Erfolg durchgeführt.

Hier stieß die japanische Macht mit der Sowjetmacht zusammen. Damit stehen, wie auf Sachalin schon lange, die zwei Mächte einander gegenüber, die keinen Ausgleich ihrem Wesen nach finden können. Gerade weil der japanische Staat die Kräfte seiner Volksangehörigen bis zum

Äußersten in Anspruch nimmt, ist das nur möglich, wenn diese nicht nur „auf Befehl", sondern seelisch mitgehen, und eine Macht, die von außen hineingreift und diese Menschen zur Auflehnung bringen will, muß von Japan bekämpft werden. Ganz zielbewußt hat die japanische Macht darum den Kampf in der Mandschurei gegen alles, was nach Bolschewismus aussieht, aufgenommen, hat darüber hinaus sehr rasch festgestellt, daß die Sowjetpropaganda sich des chinesischen Nationalismus bemächtigt, und so sehr Tschiang-kaischek immer wieder aufs neue versucht hatte, sich von der Sowjet-Beeinflussung zu distanzieren, eines ist sicher richtig: er ist nie ganz diesen Einfluß losgeworden. Die Verbindung nach Moskau war stets fühlbar, und die besonders radikalen Japanfeinde waren auch innerhalb der chinesischen politischen Schicht diejenigen, deren Bindung seelisch und auch direkt politisch zu den Sowjets stark war.

Es war aber nicht allein dies, sondern die japanische Wirtschaft braucht den chinesischen Markt, und die Zahlen zeigen deutlich, wie notwendig für Japan ein gesichertes Lebensverhältnis mit China, d. h. mit der chinesischen Bevölkerung ist. Nun wurde von den Sowjets und von dem radikalen jungen chinesischen Nationalismus, der sich mit der Lösung der mandschurischen Frage nicht zufriedengeben wollte, auf immer neuen Gebieten gegen Japan gearbeitet, der Boykott setzte ein, die Weltvolksfront nahm sich der chinesischen Sache schon 1931 vor dem Völkerbunde an und es wurden in China in steigendem Maße Hoffnungen erweckt, die in Wirklichkeit nicht erfüllt werden konnten.

Klarer, als es sich sonst sagen ließe, hat der bekannte Propagandist Yusuke Tsurumi die Stellung der beiden Völker zueinander formuliert: zwischen Japan und China müsse Freundschaft bestehen, man müsse endlich dem immer stärker werdenden Wunsche, auf neuer Grundlage eine einheitliche östliche Zivilisation aufzubauen, Rechnung tragen. Die abendländische Zivilisation, beherrscht von Maschinen, bringe keinerlei Lösung für die großen Probleme des Ostens: dauernde nationale Stabilität, geistiger Ernst und die Eroberung des Menschen durch sich selbst.

Sie sehen hier den Willen der Wiederherstellung einer durch die rasche Berührung mit der europäischen Kultur aus den Gleisen geworfenen eigenen Kultur . . .

Japan packte nun während des Abessinien-Konfliktes, der Westeuropa beschäftigte, zu. Aus neuen Auseinandersetzungen bei Übungen japanischer Truppen um Peiping entstand der heutige Konflikt. Wir wollen ihn im einzelnen nicht schildern, denn das würde eine kriegswissenschaftliche Darstellung sein müssen.

Nur einige nüchterne geschichtliche Tatsachen seien betont: Bis heute sind alle chinesischen Großstädte, die einigermaßen handels- und wirtschaftspolitische Bedeutung haben, in den Händen der japanischen Armee. Heute steht keine einzige der großen chinesischen Eisenbahnlinien mehr unter der Kontrolle der Zentralregierung; bis heute ist keine einzige der zahlreich geschlagenen Schlachten mit einem endlichen Siege der chinesischen Armeen ausgegangen. Unter diesen Umständen darf man wohl auch die Überzeugung haben, daß die Japaner, nachdem sie nach Hankau marschiert sind, auch keine Schwierigkeiten haben werden, nach Tschunking zu marschieren, und, was als unmöglich angesehen wurde, daß die Armee Japans das große China politisch zu Boden wirft, könnte doch einmal Wirklichkeit werden.

Ob daraus ein dauernder Gegensatz Japans und Chinas entsteht, ist eine Frage, über die man streiten mag, General Ugaki hat das folgendermaßen formuliert: „1866 haben die Preußen Österreich besiegt, vier Jahre später blieben die Österreicher neutral und 1914 war dasselbe Österreich mit Deutschland verbündet. Die Analogie mit China liegt auf der Hand.“ Ich halte auch die Theorie, die gelegentlich auftaucht, daß das große chinesische Volkstum mit seiner hervorragenden Geburtenfreudigkeit das Japanertum aufschlucken würde, für irrig. Als das kleine tungusisch-türkische Reitervolk der Mandschu 1644 China eroberte, wurde es als Berufskriegersiedlungen auf die „Tatarenstädte“ der chinesischen Großstädte verteilt. Sprachlich, rassisch wurde es schnell sinisiert; der Arbeit fremd, stehengeblieben, zum

Teil überfeinert, verfiel seine Kraft; es ist wirklich im chinesischen Volksmeer ertrunken.

Die japanische Macht aber ist etwas anderes in ihren geistigen, politischen und wehrmäßigen Grundlagen als ein solches stürmisches kleines Reitervolk, das einst ein großes Reich beinahe zufällig in einer wirren Krise in die Hände bekam. Die Japaner behalten ja auch ihre Heimat auf den Inseln, ziehen nicht alle nach China, wie die Mandschu. Außerdem kennen sie das Sprichwort auch, daß „China ein Meer ist, das alle Ströme salzig macht, die sich in es ergießen“. Sie werden sich in acht nehmen.

Wenn man Japans Leistung so überschaut und nach den tieferen Gründen fragt, kommt man eigentlich immer wieder zur selben Antwort: aus einem rohstoffarmen Lande ist eine industrielle Großmacht unter furchtbarsten Opfern geschaffen worden, ohne jede andere Grundlage, die das irgendwie begründet hätte, als nur durch den Willen; es ist eine militärische und eine flottenmäßige Macht geschaffen worden, ohne alle Grundlagen, die sonst dazu in anderen Ländern vorhanden waren; nur durch Opfer, nur durch den Willen wurde hier eine Großmacht aufgebaut, mit einer Eroberung nach der anderen, mit nur gewonnenen Kriegen, Schlag auf Schlag, Sieg auf Sieg. Hier muß man tiefer schürfen als nur die rein äußerlichen Ereignisse betrachten und muß fragen: Wie ist das möglich gewesen? Solche Leistung kommt nicht bloß aus einer einmaligen Anspannung, sondern aus einer Verwurzelung des Volkes in seinen tiefsten Grundlagen, die erst dies ermöglicht hat.

Der Staat selbst ist für den Japaner nicht, wie für andere Völker in der liberalen Zeit, eine äußere Einrichtung, um die äußere Ordnung aufrechtzuerhalten, das Wort matsuri-goto, „regieren“, bedeutet zugleich „Ausrichten von kultischen Feiern“, „sakrale Handlungen vollziehen“.

Die Stellung des Kaisers selbst ist nicht vergleichbar mit europäischen Monarchien, sondern stammt aus den Urtiefen einer religiösen Auffassung. Das geht bis ins einzelne. Sie wissen aus der europäischen Überlieferung, daß

die Feldherren, solange sie selbst ins Feld zogen, einen Schimmel geritten haben. Das ist ein uraltes solares Symbol. In Japan darf niemand auf einem Schimmel reiten als der Kaiser, und wenn der Kaiser beerdigt wird, wird er in einem Hünengrab beerdigt. Die Inthronisation des Kaisers ist diejenige eines Sonnenpriesters ältester Zeit, die „O-kiku“, das Chrysanthemum ist eine altheilige solare Blume, der Kaiser ist Verbindungsmann vom Volke zur „Ama-terasu-o-mikami“, der „vom Himmel strahlenden Gottheit“, der Sonne, der Ahnin des Kaiserhauses — und ganz Japans.

Die Feste des Landes und des Reiches sind entweder auf die Frühlings- und Herbst-Tag- und Nachtgleiche gelegt, echte Jahresfeste von zauberischer Tiefsinnigkeit, oder echte Bauernfeste, Feste der Ernte und des jungen Reis; immer aber ist der Kaiser zugleich „rex sacrorum“, götterentstammter, rechtwissender Träger kosmischer Ordnung; kein „Kaiser von Gottes Gnaden“, sondern Lichtgott in Menschengestalt, vom Geschlecht der Götter — wie einst Könige Homers oder wie Germanenkönige — nur daß er nie vor einem Gott aus der Fremde die Knie gebeugt hat noch beugen wird. Hier lebt eine Lebensform fort wie bei keinem anderen Volke, die in die allerälteste Vergangenheit zurückgeht; die Dynastie des Kaisers ist nach japanischem Empfinden nicht eine menschliche, sondern es erscheint in ihm ein Gott in Menschengestalt; die ersten Kaiser waren nur Götter. Das ist eine nie unterbrochene Linie; sie geht bis heute hindurch. Die Verfassung sagt so auch: „Das Reich wird beherrscht und regiert von einer in alle Ewigkeit ununterbrochenen Linie von Herrschern“, von Ewigkeit zu Ewigkeit . . .

Auch hier ist das Reich ganz sakral gefaßt. Es ist wirklich für den Japaner das „heilige Reich“ mit all den Verpflichtungen, die ganz persönlich jeden einzelnen ergreifen. Der japanische Handelsminister Vicomte Oura schrieb, daß „die Majestät des Kaiserhauses hoch über aller Welt steht und dauern wird wie Himmel und Erde, das ist aller Welt bekannt. Wenn wir bedenken, daß unser

Land einen religiösen Glauben stets benötigt hat, so wollen wir an der Religion des Vaterlandes und an der Liebe zum Hause des Kaisers festhalten, der Religion der Herrlichkeit unseres Reiches."

Hier steht ganz scharf, im japanischen Wesen tief verankert, als letzte Grundlage: Es gibt für den Japaner kein „heiliges Land" außerhalb Japans; es gibt keine religiöse Lehre, die höher stehen könnte als die tiefe Verbundenheit des einzelnen Japaners mit der Kette der Geschlechter seiner Vorfahren, die irgendwo auch münden in die Kette von Göttergeschlechtern, aus denen das Kaiserhaus stammt.

Selbst diejenigen, die an sich mit einer anderen religiösen Überzeugung zu ringen hatten, haben das zugegeben. Ein japanischer Protestant, Dr. Ebina, schreibt:

„Die Christen mögen, ohne dadurch ihrem Glauben Gewalt anzutun, getrost anerkennen, daß die japanische Nation göttlicher Herkunft ist. Wenn wir uns vorstellen, daß die kaiserlichen Ahnen in enger Verbindung mit Gott standen, dann werden wir uns klar werden, wie heilig dieses Land ist, in dem wir leben."

Wenn das ein Protestant sagt, dann können Sie sich vorstellen, wie das Empfinden der nichtchristlichen Japaner tatsächlich ist!

Mit dieser Heiligung der Heimat und des Vaterlandes verbindet sich ein ungebrochener Unsterblichkeitsglaube. Diese japanischen Menschen glauben, daß sie nicht sterben, sondern daß sie nach dem Tode um ihr Haus als Ahnen vorhanden sind, daß sie da sind und eingreifen können, wenn das Haus in Not ist, daß sie hinter ihren Söhnen und Enkeln stehen, und daß die großen Ahnen des Volkes, die großen Träger der nationalen Tradition, dauernd im Kampfe mit dabei sind: — „marschieren im Geist in unsren Reihen mit!"

Es ist Forderung des japanischen religiösen Glaubens, daß den Geistern der toten Soldaten auf Bergeshöhen und am Meere, an den schönsten Stellen des Landes Tempel gebaut werden, wo ihre Verehrung in einfacher und

schlichter Form vollzogen wird. Diese Toten sind wirklich da und marschieren mit, können sich sogar wieder verkörpern. Man glaubt vielfach zu wissen, wann und wo man schon einmal „da war"; die buddhistische Wiederverkörperungslehre hat diesen heimischen Glauben nun verstärkt und gelegentlich überlagert, auch viele gütige Züge hinzugebracht.

Ein Gefühl der unbezweifelt sicheren Unsterblichkeit geht mit diesen japanischen Menschen. Dabei sind alle Dinge, Bäume, Landschaften, die See, ganz Japan erfüllt von den guten Geistern der Ahnen, die um ihr Volk sind, betend, schützend, mitkämpfend. Das ist eine echte Nationalreligion — ja, man könnte nicht einmal zu diesem „Shinto", „dem Götterweg". übertreten, denn zu ihm kann nur gehören, wer blutmäßig Japaner ist. Die Ahnen werden an ihren Ahnentafeln verehrt mit Anrufung und Reisopfer. Sie wollen aber von eigenen Nachkommen verehrt werden.

Um andere haben sich die Ahnen nie gekümmert. Die Ahnen verlangen aber diese Opfer, die kleinen Stückchen Reis, die Gebete und Ehrenerweisungen. Darum muß auch früh geheiratet werden, denn es sollen viele Kinder da sein. Mindestens ein Sohn muß da sein, der sonst adoptiert wird, damit die Ahnenopfer vollzogen werden. Die Ehe wird zur kultischen Familienpflege, der Kinderreichtum religiöse Pflicht; „reines Leben" heißt nicht enthaltsam leben, sondern viel gesunde Kinder erzeugen. Zeugen ist fromm, Gottesdienst, sittliche Verpflichtung in Japan.

Der Spiritualismus, die Belebung des Daseins mit Geistern ist von stärkster Kraft im Leben.

Japan besitzt so eine Gespensterliteratur, der gegenüber unsere unheimliche weiße Frau und das Schloßgespenst harmlose Kinderausgaben sind. Es bestehen die grauenvollsten Gespenstervorstellungen entsetzlichster Art. Aber im wesentlichen helfen die Geister, ziehen mit ins Feld, segnen die Familie, helfen und schützen. Das japanische Volk lebt noch tief eingebettet in eine völlig ununterbrochene Kette der Verbundenheit mit seiner fernsten Vergangenheit. Die Welt ist ihm letztlich göttlichen Inhalts;

Japan und sein Volk sind von den guten Göttern geschaffen; die Sonnengöttin liebt es — ihm stehen alle lichten Kräfte zur Seite.

Der ganze Aufstieg dieses Volkes ist nur zu erklären aus ganz tiefer Weltgeborgenheit. Sie haben sich nie gefürchtet, haben die Dinge auch nach Erdbeben und Flutkatastrophen immer wieder in die Hand genommen. Zwei bis drei Generationen waren vielleicht größtem Leid ausgesetzt — aber was kommt es auf diese wenigen Generationen an? Man kommt ja wieder, das Leben ist nur ein Durchgang, nach dem man durchaus nicht von der Heimat getrennt wird. Reich und Religion bis herauf zu den Geistern, alles ist eine lebendige Einheit, die gar nicht zerbrochen werden kann.

Dort, wo der Übergang vom Sichtbaren in das Unsichtbare ist, steht der Tenno, der „Himmels-König“, der Träger des heiligen Reiches. Er verbindet Zeitlichkeit und Ewigkeit, verkörpert die kosmische Ordnung, deren Abglanz und „notwendige“ Verkörperung das Reich ist, das „Sumera-mikoto“, das „das All zusammenfassende fromme Reich“. Hoch steht so Japans Kaiser über alle Fürsten der Erde.

Dieses Bewußtsein, daß jederzeit die Toten und die Lebenden eins sind, diese aus der Urzeit her stammende Religiosität, die durch alle späteren Formen hindurchscheint — auch wo die Menschen zum buddhistischen Gottesdienst gehen, wenn das Kind geboren wird (wenn der Junge in den Krieg zieht, geht der Weg doch zum Shinto-Tempel!) —, ist die innere Kraft des Japaners. Es gibt darum nach japanischer Auffassung keine Religionen, die übernational sein dürfen, denn der Mensch ist national bestimmt. Dem Kaiser die göttliche Verehrung in geringerem Maße als anderen Gottheiten zu gewähren, ist national unzuverlässig, sie ihm zu verweigern, fremde Götter höher zu stellen, ist Preisgabe der nationalen Grundlage.

Daraus ergibt sich die Einstellung zu land- und artfremden Religionen:

Die japanische Moral besteht aus zwei an sich zusammenhängenden Teilen. Es gibt eine allgemeine Moral, die für alle Menschen verpflichtend ist, und eine nationale, nämlich wie ein Japaner sich als Japaner zu benehmen hat. Diese japanische Moral fordert von ihm Vaterlandsliebe, Ahnenverehrung, Verteidigung des Staates und kann nicht preisgegeben werden; sie hat den Vorrang vor jeder Religion, bei der Japan nicht im Mittelpunkte steht. Eine Kirche gar, die ihre Gläubigen von der Verpflichtung gegenüber der japanischen Staatsgrundlage abziehen wollte, könnte nicht geduldet werden. Wenn sie besteht, muß sie unter schärfster Aufsicht gehalten werden. An dieser Grundlage des japanischen Staatswesens sind alle fremden Religionen gescheitert — oder japanisiert wie der Buddhismus.

Es gibt in ganz Japan 284 000 Römisch-Katholische, 334 000 Protestanten und 300 000 Griechisch-Orthodoxe. Das ist das Ergebnis von 70jähriger Mission! Auf der anderen Seite wird manchmal gesagt, ein Teil der Japaner werde zum Islam übergehen: auch das ist nicht der Fall, wird nicht der Fall sein. Hier lebt die letzte nationale Religion noch in Kraft, undogmatisch, gelebt als Volksbrauch, eine Deifikation der Heimaterde, der Sonne und aller Kräfte der Volksseele.

Aus dieser Hingabe sind die Willensanstrengungen erklärlich.

Aus dieser Stellung zur Welt ergibt sich mit Notwendigkeit die tiefste Feindschaft, die notwendigerweise schärfste Gegnerschaft gegen eine materialistische, die letzte Bindung auflösende Form wie den Bolschewismus. Daraus ergeben sich aber auch Beziehungen und Verbindungen herüber und hinüber zu den Gedanken, die eine innere Erneuerung von Volk und Staat auch in anderen Ländern betreiben und wollen.

Dieser japanische Aufstieg ist so mit technischen und wirtschaftlich-militärischen Mitteln letzten Endes eine grandiose sittliche Leistung, ist die Leistung eines ungeheuren Opferwillens über alle Härten gegen sich selbst

und andere hinweg, und wenn wir heute die japanische Kultur von außen betrachten und sehen wollen, was an ihr von Bedeutung ist, so glaube ich, daß es alle diese moralischen Kräfte in Sonderheit sind, die aufmerksamste Beobachtung verdienen.

Ich will nicht auf die politischen Zusammenhänge eingehen. Es ist für jeden, der die Dinge nüchtern sieht, klar, von welcher Bedeutung es in den letzten Jahren war, daß immer dann, wenn es in der Welt kritisch aussah und sich in Europa Wolken zusammenballten, die Sonnenfahne Japans im Fernen Osten sehr hoch ging und die Aufmerksamkeit derer, die uns nicht wohlwollten, eifrigst nach dem Pazific und nach der chinesischen Küste rief. Es ist auch keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ein eingehendes Studium amerikanischer Zeitungen in den letzten Monaten dazu anregt, den Segen eines Vorhandenseins einer Kaiserlichen japanischen Flotte für den Weltfrieden und für die deutsche Machtposition in Europa nicht zu unterschätzen.

Das, was heute darzustellen war, ist die Bedeutung der sittlichen Leistung, des moralischen Willens Japans, wo stets die Politik die Wirtschaft geleitet hat und wo die aufs tiefste völkischen Seelenkräfte die eigentlichen Kräfte sind, die zur Großmachtstellung geführt haben.